

miger Oberfläche sich die Bakterien bis zu 14 Tage halten. Arion vulgaris, die Spanische Wegschnecke, treibt längst auch in Deutschland ihr Unwesen, überfällt aber auch weiter, in Massenaufkommen, ihr Heimatland.

Gülle, Wasser oder Schnecken, Gurken oder Salat, Ökolandbau oder konventionelle Landwirtschaft, wo auch immer sie herkommen, die Keime hängen auf dem Gemüse, und den Verbrauchern bleibt nur – Händewaschen. Hilft auch gegen Schmierinfektion, also eine Übertragung via ungewaschenen Händen nach dem Toilettengang, aber dieser Infektionsweg ist sehr selten.

Nur gekocht sind Obst und Gemüse wirklich keimfrei. Zwar galt auch die Reinigung unter dem Wasserstrahl als Gewähr, die Gefahr auszuschalten. Denn nach gängiger Schulmeinung nimmt Escherichia coli nur auf der Oberfläche des Grünzeugs Platz.

In der Abteilung für Pflanzenpathologie am Scottish Crop Research Institute in Aberdeen allerdings machten Forscher eine beunruhigende Entdeckung: Die Krankheitserreger fühlten sich auf den untersuchten Tomaten und Blattsalaten überaus wohl und wanderten von der Oberfläche aus in die tieferen Gewebeschichten – um dort die Frucht zu kolonisieren.

Vielleicht waren es ja solche, besonders hartnäckigen Keime, die Caroline E. zum Verhängnis wurden. Ohnehin schon hat die 24-jährige Studentin immer darauf geachtet, sich gesund zu ernähren: Sie ist im vierten Monat schwanger. Ihr Gemüse kaufte sie meist im Bioladen, und sie wusch es, natürlich. Nun liegt sie im UKE auf der Station 5B, die seit letztem Mittwoch für schwerkranke Hus-Patienten reserviert ist. Vor dem Eingang zur Station sitzt ein schnauzbärtiger Wachmann und passt auf, dass Besucher sich die Hände desinfizieren und Plastikhandschuhe und Schutzkittel überstreifen.

„Auf der Intensivstation habe ich Leute gesehen, denen es richtig schlecht ging“, erzählt die junge Frau mit dem glatten, hellbraunen Haar und der eckigen Brille. Sie selbst, sagt sie, hatte nur leichten Durchfall. Zum Arzt sei sie erst gegangen, als sie erfuhr, dass eine Arbeitskollegin an Ehec erkrankt war. „Ich wollte nur sicherstellen, dass ich es nicht hatte“, sagt sie. Da litt sie bereits an Hus.

Wie sich Carolines Zustand entwickelt, ist unklar. Sie zeigt sich gefasst: „Ich fühle mich besser, seit ich in Behandlung bin.“ Die Ärzte hätten ihr versichert, dass der Erreger ihrem ungeborenen Kind nicht schade. „Wenn sich nur meine Blutwerte bald verbessern, wird hoffentlich alles gut“, sagt sie. Und fügt hinzu, trotzig: „Ich kann sogar schon wieder Schokolade essen.“

VERONIKA HACKENBROCH,
SAMIHA SHAFY, FRANK THADEUSZ



Hinterbliebene Okubo mit einem Bildnis ihres Schwiegervaters Fumio, Lebensmittelwagen in

FUKUSHIMA

Gift auf den Wiesen

Bis ins Bergdorf Iitate wehte die Strahlenwolke. Die Bewohner sollen nun ihre Häuser verlassen – doch viele fürchten den Verlust ihrer Heimat mehr als die Radioaktivität.

Wieso nur hat sie nichts gemerkt? Diese Frage lässt Mieko Okubo nicht los. Warum hat sie die Anzeichen nicht erkannt?

Wäre sie doch nur etwas aufmerksamer gewesen, dann würde ihr Schwiegervater Fumio vielleicht noch leben. Dann würde er heute mit ihr hier am Esstisch sitzen und durch die geöffnete Terrassentür auf seine Reisfelder hinausblicken, so wie er es immer getan hat, in all den Jahren.

„Müssen wir weg aus Iitate?“, hatte Fumio gefragt an jenem 11. April, als der japanische Fernsehsender NHK meldete, ihr Dorf werde wohl evakuiert.

„Wenn sie es im Fernsehen sagen“, hatte sie leichthin geantwortet.

„Müssen wir wirklich gehen?“, hatte Fumio noch einmal nachgefragt, und seine Schwiegertochter hatte sich nicht viel dabei gedacht.

Mieko Okubo hat kurze schwarze Haare und schmale, zarte Hände. Im Aschenbecher vor ihr liegt ein gutes Dutzend Kippen weißer Damenzigaretten. „Wie konnte ich nur übersehen, wie wichtig ihm diese Frage war“, fragt sie sich jetzt.

Sie macht sich Vorwürfe, weil sie nicht merkte, dass er den ganzen Tag über so krumm dasaß und nicht kerzengerade wie sonst. Dass sie nicht stutzte, als er beim Abendessen weder Hühnchen noch Gemüseragout anrührte. Dass sie nicht hellhörig wurde, als er auf ihre Nachfragen nicht antwortete.

Am folgenden Morgen stand Mieko wie immer um fünf Uhr auf, um Frühstück zu machen. Als sie vom Schwiegervater um acht Uhr immer noch nichts gehört hatte, rief sie: „Frühstück ist fertig.“

Dann öffnete sie die Tür zu seinem Zimmer. Sie sah die Tatami-Matte auf dem Fußboden, aufwendig drapiert wie zu einem besonderen Tag. Dann sah sie ihren Schwiegervater. Fumio Okubo hatte sich in seinem Zimmer erhängt. Er war 102 Jahre alt.

Fumio Okubo hatte sein ganzes Leben in Iitate verbracht. Er hatte mit 17 geheiratet, 80 Jahre danach starb seine Frau. In die Hauptstadt Tokio, 250 Kilometer entfernt, reiste er erstmals mit dem Seniorenclub. Wozu hätte es gedient, einen solchen Greis zu evakuieren?

Kurz nach seinem Tod hat Mieko Okubo Tepco verflucht, den Betreiber des Atomkraftwerks Fukushima Daiichi, die Firma, die ihren Schwiegervater umgebracht habe. Jetzt weint sie leise. „Warum muss sogar ein 102-Jähriger leiden?“

In den Tagen nach den Explosionen in den Fukushima-Meilern trieb der Wind Strahlenwolken in Richtung Nordwest bis in die Berge rund um das knapp 40 Kilometer entfernte Iitate. Die Menschen, die damals auf den Feldern arbeiteten, wussten nichts von der Gefahr am Himmel. Niemand hat sie gewarnt.

Später dann maßen die Behörden in Iitate Belastungen von bis zu 45 Mikrosievert pro Stunde. Das ist ein Vielfaches des



NORIKO HAYASHI / DER SPIEGEL

Iitate: „Warum muss sogar ein 102-Jähriger leiden?“

sen, was in Tschernobyl zur Evakuierung führte. Kein Experte bezweifelt mehr, dass das Dorf evakuiert werden muss.

Iitate liegt inmitten von Fichten- und Sichteichenwäldern, umgeben von tausend Meter hohen Bergen. Reisfelder erstrecken sich zwischen verstreuten Höfen. Im Sommer zelten Wanderer an einem glasklaren See. Die Menschen hier haben sich seit Generationen abgemüht, dem Land genug zum Leben abzuringen. Dem Verlust für die Bauern und Handwerker von Iitate lässt sich nicht mit Mikrosivert beikommen. Die Bewohner von Iitate verlieren ihre Heimat und eine Sicherheit, die sie nie wieder bekommen werden.

In einem überfüllten Raum im Erdgeschoss des Rathauses versucht ein Team um Katastrophenmanager Shuichi Sato den Umzug der Menschen zu organisieren. „Am 22. April hat die Regierung in Tokio angekündigt, dass Iitate innerhalb eines Monats ausziehen soll. Wie das gehen soll, darüber haben sie nichts gesagt“, klagt Sato. Im Moment sucht er mit sei-

nem Kollegen vor allem Wohnungen. Vor der Katastrophe in Fukushima lebten knapp 7000 Menschen in Iitate, nun sind es noch etwa 3000. Und weil die Opfer des Erdbebens, des Tsunamis und die Einwohner der Sperrzone bereits untergebracht sind, gibt es in der gesamten Region kaum noch freie Wohnungen.

Am Sonntag vor zwei Wochen wurden Schwangere und Familien mit kleinen Kindern evakuiert. Danach kamen diejenigen mit Mittelschülern an die Reihe. Sato hofft, dass bis Ende Mai alle Familien mit Kindern weg sind. Die übrigen Bewohner sollen bis Ende Juni ihre Häuser verlassen haben. Zwingen kann Sato sie nicht, die rechtliche Grundlage fehlt. „Wir hoffen auf Kooperation“, sagt er.

Vor den Einfahrten zu den Schulen baumeln Sperrbänder. Das Gemeindezentrum ist geschlossen. Der einzige Supermarkt im Ort ist noch geöffnet, auch wenn einige Regale leer sind. Ein paar Bauarbeiter verbreitern ein Stück Dorfstraße, auf der bald keiner mehr fahren wird. Vor einem neugebauten grauen Ein-

familienhaus steht noch das Preisschild des Maklers: 8 Millionen Yen (70 000 Euro). Es wird wohl lange dauern, bis in Iitate wieder ein Haus verkauft wird.

„Die Menschen sind hier geboren, dies ist ihre Heimat“, sagt Sato. „Und wir können ihnen nicht einmal sagen, wann sie zurückkommen können.“ Er trägt einen hellen Overall, Ausweise an blauen Bändern baumeln um seinen Hals. Er hetzt von Besprechung zu Besprechung. Trotzdem nimmt er sich Zeit, zu den Abschiedsfeiern zu gehen, die nun überall im Dorf stattfinden.

Iitate ging es wie so vielen Dörfern in Japan: Die jungen Leute wanderten ab in die Städte. Die Alten blieben. Die Stadt organisierte Nachbarschaftsfeste. Sie hat Rindfleisch aus Iitate zu einer bekannten Marke aufgebaut. Sie hat mehr Jobs für junge Leute geschaffen.

Kürzlich wurde Iitate in den Verband der schönsten Dörfer Japans aufgenommen. Das Motto der Ortschaft lautet „Ma-dei“, was so viel bedeutet wie „achtsam sein“, als Symbol dienen zwei Hände, die ein Herz tragen. Nachts schließen die Menschen ihre Haustüren nicht ab.

Jetzt hat die Atomkrise tiefe Falten in das freundliche Gesicht von Iitates Bürgermeister Norio Kanno gegraben. Seine Haare stehen ab, sein Overall ist ölverschmiert. Wenn man Kanno nach seiner schwersten Entscheidung seit Beginn der Krise fragt, sagt er: „Jeder Tag seitdem war der schwerste. Ich bin doch für alle im Ort verantwortlich.“

Kanno hat als Bürgermeister hart gearbeitet, um junge Leute in Iitate zu halten. Nun ist er wütend auf die Regierung in Tokio: „Die sagen: Solange die Menschen vor der Strahlung geschützt sind, ein Dach über dem Kopf haben und zu essen kriegen, ist alles prima.“ Aber die Menschen fühlten sich verbunden, mit ihrem Haus, ihrem Heimatdorf. „Tepco hat sich schuldig an ihnen gemacht“, sagt der Bürgermeister.

Der japanischen Regierung ist offenbar nicht daran gelegen, dass solche Wut öffentlich wird: Während des Interviews stürzt ein Mitarbeiter des mächtigen Industrieministeriums Meti herbei. Kanno verstummt mitten im Satz, der Meti-Mann führt ihn weg.

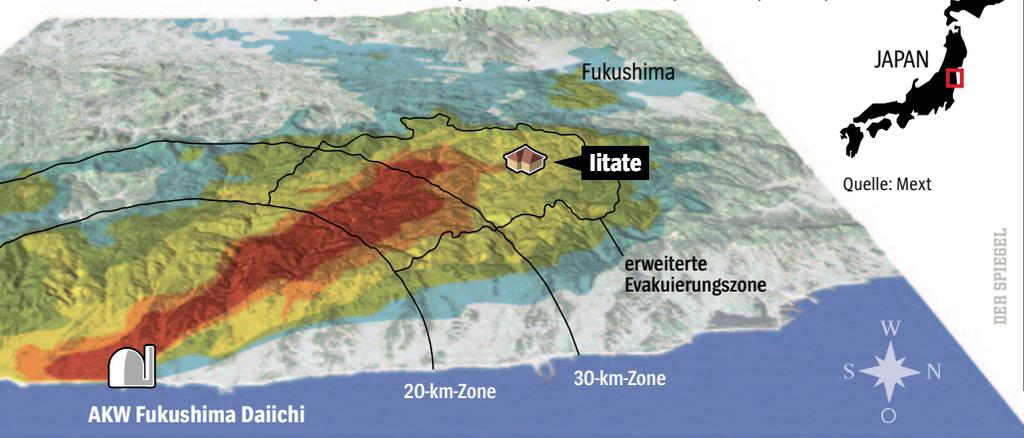
Aber Meti kann nicht allen in Iitate den Mund verbieten. Die Eheleute Kayoko und Hideyoshi Hasegawa etwa verdienen ihren Lebensunterhalt als Milchbauern. Morgens um halb sechs glitzern die Wiesen im Morgennebel. Hideyoshi wickelt Heu von einem großen Ballen und verteilt es mit einer Schubkarre an die 24 Kühe. Die Tiere sind abgemagert, seit sie kein Kraftfutter mehr kriegen.

Hideyoshis Frau wäscht sorgfältig den Euter jeder Kuh mit frischem Lappen und heißem Wasser, dann legt sie die Melkmaschine an. Am Ende öffnet sie einfach den

Vom Winde verweht

Gemessene Strahlenbelastung in Mikrosivert pro Stunde (Werte vom 29. April 2011)

■ 19 bis 91 ■ über 9,5 bis 19 ■ 3,8 bis 9,5 ■ 1,9 bis 3,8 ■ 1,0 bis 1,9



DER SPIEGEL



Evakuierte in Iitate, Mutter Niigawa mit Tochter Kurumi: Niemand weiß, wie es weitergehen soll

Hahn und lässt die frische Milch in die Kanalisation fließen. „Die Kühe verwerten ihren eigenen Körper, um diese Milch zu produzieren“, sagt sie und weint. „Und dann schmeißen wir alles weg.“

Sie dürfen die Milch nicht verkaufen. Um den Stall und auf den Wiesen lauert das strahlende Gift. Die Hasegawas hoffen nun, dass sie wenigstens einen Schlachter für ihre Kühe finden. „Dann wird jemand sie für uns töten. Sie selbst zu töten und zu vergraben, das wäre zu viel für uns“, sagt Kayoko.

Eine ihrer Töchter hat für das Bauernehepaar eine Zweizimmerwohnung in der Stadt Fukushima gefunden. Einmal in der Woche will Hideyoshi Hasegawa kommen und nach dem Rechten sehen. Er hofft, dass die Familie nach zwei Jahren zurückkehren kann – Grund für diese Hoffnung gibt es wohl kaum. Das Cäsium 137 auf den Feldern des Hofes hat eine Halbwertszeit von 30 Jahren.

Hideyoshi Hasegawas Vater hat auf dem Hof der Familie einen Bonsai-Garten angelegt, mit einem Teich für Koi-Karpfen. Der 84-Jährige steigt auf eine Klappleiter, um den nächsten Baum zurechtzustutzen. „Selbst wenn man mir droht, mich umzubringen, werde ich hier nicht weggehen.“

Er will es machen wie die 107 Alten aus dem Seniorenheim Iitate. Für sie hat der Bürgermeister durchgesetzt, dass sie bleiben dürfen. Die alten Menschen, so hatte er argumentiert, gingen ja selten hinaus, und innerhalb des Heims seien sie gut vor der Strahlung geschützt. Sie aus ihrer gewohnten Umgebung herauszureißen könne sie dagegen sofort krank machen. Die Pfleger wollen künftig von außen in das Geisterdorf pendeln. Für die anderen, die bleiben wollen, will ein Milchwagenfahrer wie bisher einmal die Woche das Nötigste ins Dorf bringen.

Das Altenheim war im Zeichen von „Madei“ errichtet worden, mehr als 20

Millionen Euro hat es gekostet. Beheizt wird es mit Holzpellets, es hieß, das sei gut für die Umwelt und die Zukunft.

Die 29-jährige Yukie Niigawa hat in Iitate eine Zukunft für ihre Kinder gesehen. Sie hält ihr Baby Kurumi im Arm. Das Mädchen kam am 17. März auf die Welt, sechs Tage nach dem Erdbeben. Nur weil sie sich von der Geburt erholen musste, ist sie mit ihren vier Kindern immer noch hier. Im Eingang ihrer Wohnung liegen bunte Kinder-Crocs neben den „Hello Kitty“-Sandalen der Mutter.

Selbst in ihrem Wohnzimmer ist die Strahlung hoch, zwei Mikrosievert pro Stunde – mehr als in vielen Gegenden der Sperrzone. Draußen schnellte die Anzeige des Geigerzählers auf acht hoch. Yukie Niigawa lässt ihre Kinder nur noch für eine Stunde am Tag nach draußen, mit Stiefeln, Mütze und Atemmaske. Yukie zieht ihre Kinder allein groß.

Im Internet hat sie jetzt ein kleines Haus in der Stadt Fukushima für sie alle gefunden. Die Miete für die Strahlenflüchtlinge übernimmt der Staat.

Aber wie soll es dort weitergehen? Yukie Niigawa lebte bislang davon, die Reisfelder der Familie an Bauern im Ort zu verpachten. Manche zahlten in Yen, andere in Reis. Aber wenn die Alleinerziehende nun ihre Kinder abends ins Bett gebracht hat, liegt sie oft lange wach und fragt sich: Wovon soll sie ihre Kinder ernähren? Yukie Niigawa hat schon eine Kiste gepackt: Geburtsurkunden der Kinder und ihre Fotoalben. Und die hölzerne Gedenktafel an ihren Vater, der im Januar gestorben ist. „Wir wissen ja nicht, ob wir je zurückkehren.“

Die Uno hat 20 Jahre nach Tschernobyl einen umfassenden Report über die Gesundheit der Umgesiedelten veröffentlicht. Der Verlust der Heimat und die Angst vor erlittenen Strahlenschäden, heißt es dort, habe die Menschen traumatisiert. Sie trinken, sie rauchen, sie

glauben, sie seien sowieso dem Tod geweiht.

Auf dem Parkplatz des Rathauses von Iitate machen Mitarbeiter der Hilfsorganisation „Herzensrettung“ eine Pause. Sie tragen weiße Schutzoveralls und Atemmasken. Sie sorgen sich um jene Menschen, die allein in den Evakuierungszonen zurückbleiben. Sie durchstreifen die menschenleeren Dörfer und befragen alle, die sie dort finden können. Sie fragen nach Panik, nach Weinkrämpfen, nach Alkohol, nach Selbstmordgedanken.

Viele Menschen zeigten Symptome eines posttraumatischen Belastungssyndroms, sagt Bansho Miura. „Vor allem die jungen Bauern. Sie wissen nicht, wie es weitergehen soll.“ Manche hatten ihre Höfe auf Öko-Landbau umgestellt, aber nun werden sie vermutlich nie wieder Bioprodukte verkaufen.

Mieko Okubo, die ihren Schwiegervater verloren hat, versucht, einfach weiterzumachen. Sie kämpft gegen die Trauergedanken, im Aschenbecher haben sich weitere Kippen angesammelt. Sie wollte aufhören mit dem Rauchen, sagt sie, „aber das werde ich jetzt wohl nie tun“.

Im vergangenen Oktober bekam ihr Mann Kazuo Krebs an der Bauchspeicheldrüse. Als der Tsunami kam, saß Mieko Okubo gerade bei ihm im Krankenhaus an der Küste. Sie sah die Welle kommen und sagt, dass es keine Worte gibt, die beschreiben, was sie sah.

Ihr Mann wurde dann ins Krankenhaus von Niigata verlegt, vier Stunden mit dem Auto entfernt. Deshalb besucht sie ihn jetzt seltener als vorher.

Sie legt innerlich einen Schalter um, bevor sie die Klinik betritt. Ihr Mann weiß nichts von der Evakuierung seines Dorfes und nichts vom Tod seines Vaters. Sie will die letzten Tage ihres Mannes nicht noch schlimmer machen.

Stattdessen spricht sie von alledem, was es in Wahrheit nicht mehr gibt. Er denkt, Iitate warte auf ihn.

CORDULA MEYER

„Selbst wenn man mir droht, mich umzubringen, werde ich hier nicht weggehen.“